

Global Middle Class?

Spurensuche in Nairobi und Berlin

Gunter Weidenhaus, Eva Korte

Einleitung

Im Zusammenhang mit dem Globalisierungsdiskurs hat in jüngster Zeit die vermeintliche Entstehung einer *global middle class* für einigen Diskussionsstoff gesorgt. Die Hoffnungen auf eine von Demokratisierung und Wohlstandsmehrung geprägte Welt scheinen sich immer weniger an Globalisierung selbst, sondern an die Vergrößerung dieser sozialstrukturellen Gruppe zu heften.¹ Dabei wird diese Mittelschicht zwar zumeist rein ökonomisch definiert, die Hoffnungen aber auf angeblich gemeinsame Wertvorstellungen und Interessenlagen der Mittelschichtssituierten gesetzt. Inwieweit solche Gemeinsamkeiten aber überhaupt bestehen, ist empirisch bisher weitgehend ungeklärt. Ließe sich inhaltlich bestimmen, um welche Wertvorstellungen und Interessenlagen es sich genau handelt, wäre das Sprechen von einer *global middle class* durchaus gerechtfertigt. Darüber hinaus wäre zu fragen, inwieweit wir es denn mit einer *globalized middle class* zu tun haben, also ob den vermeintlich gemeinsamen Lebensführungsmustern ein globalisiertes Bewusstsein inhärent ist, das ein gewisses Maß an solidarischem Klassenbewusstsein erwarten lässt.

Wir wollen in diesem Aufsatz also fragen, ob sich Hinweise auf gemeinsame Orientierungen von Mittelschichtssituierten finden lassen und wie sich diese zur Imagination einer Welt, also zum Globalen, verhalten. Wir beginnen diese Spurensuche bei maximal unterschiedlichen Mittelschichts-

1 Federführend in diesem Diskurs sind die ÖkonomInnen der Weltbank (vgl. z.B. Kharas/Hamel 2018).

angehörigen in Nairobi und Berlin. Die dortigen Mittelschichten sind historisch ganz anders und zu anderen Zeitpunkten entstanden, befinden sich materiell auf unterschiedlichen Niveaus und existieren in ganz verschiedenen sozial-organisatorischen Kontexten. Sollten sich dennoch Gemeinsamkeiten hinsichtlich der Lebensführung zeigen lassen, so wäre dies ein starkes Argument für die tatsächliche Entstehung einer *global middle class*.

Wir werden im Folgenden zunächst ein Konzept globaler Mittelschichten entwickeln und anschließend die Orientierungen und Lebensführungsmuster von Mittelschichtssituierten in Nairobi und Berlin auf Basis von narrativ-biografischen Interviews vergleichen. Anhand dieser Befunde zu Gemeinsamkeiten und Unterschieden wollen wir die Frage beantworten, ob sinnvoll von einer *global middle class* gesprochen werden kann und wie sich Mittelschichtssituierte in Nairobi und Berlin zum Globalen positionieren.

Das Konzept der »Global Middle Class«

Den im globalen Maßstab wachsenden Mittelschichten wird zu Beginn des 21. Jahrhunderts einiges an sozial- und wirtschaftswissenschaftlicher Aufmerksamkeit zuteil. Das Sprechen von einer *global middle class* wird damit begründet, dass zum einen mit ihrem Anwachsen ein neues Konsumverhalten die weltwirtschaftliche Produktion entscheidend prägt und zum anderen diese soziale Lage mit bestimmten politisch einflussreichen Interessen und Lebensführungsmodellen einhergeht. Es geht also sowohl um materielle als auch um im weitesten Sinne kulturtheoretisch begründete Effekte.

Bezüglich der kulturellen Effekte sind im Diskurs über globale Mittelschichten eine ganze Reihe zumeist positiver Attribuierungen anzutreffen: Die Mittelschichten stünden für »die integrierte Gesellschaft, ein Modell sozialen Ausgleichs, eine wichtige Trägergruppe gesellschaftlicher Entwicklung und eine spezifische und die Gesellschaft stabilisierende Form der Lebensführung« (Mau 2014: 3). Sie seien außerdem als Gruppe der zentrale Antrieb für sozialen Wandel. Ihnen wird die Trägerschaft neuer Lebensentwürfe zugesprochen, sie gelten als stark eingebunden in globale, technologische wie mediale Strukturen und werden als treibende Kraft hinter Innovationsprozessen gesehen (Kharas 2010). Gleichzeitig gelten die Mittelschichten als politisch engagiert und dabei eher moderat, sodass von ihnen soziale Kohäsionseffekte erwartet werden (Pezzini 2012; Kharas/Ha-

mel 2018). Empirisch ist allerdings vollkommen unklar, inwieweit sich diese postulierten Gemeinsamkeiten finden lassen und solche positiven Attribuerungen zutreffend sind. Um diese Lücke zu adressieren, geht dieser Beitrag auf die Suche nach Gemeinsamkeiten und Unterschieden in Lebensführungsmustern von Mittelschichtssituiereten in Nairobi und Berlin. Dazu ist eine Heuristik notwendig, die auf theoretischer Ebene eine Verbindung von materieller Ressourcenausstattung und Lebensführungsmustern herstellen kann. Daher werden wir im Folgenden ein Konzept von Mittelschichten vorstellen, das ökonomische Mittellagen mit einem spezifischen Lebensführungsmuster, nämlich investiver Statusarbeit, verbindet.

Ökonomische Bestimmung

Die Bestimmung einer mittleren Ressourcenausstattung wird in Kenia zu-meist anders vorgenommen als in Deutschland (siehe unten). Auch wir gehen davon aus, dass sich vergleichbare Lebensstile in Kenia mit einem anderen Einkommen realisieren lassen als in Deutschland. Daher wird die Bestimmung von Mittelschichtseinkommen für Kenia und Deutschland getrennt vorgenommen.

Mittelschichten in Kenia

Im internationalen Diskurs über globale Mittelschichten finden sich, wie erwähnt, vorwiegend rein ökonomische Zuordnungen. In einer von Finanz- und Entwicklungsinstitutionen dominierten Debatte werden diese ökonomisch bestimmten Schichten als *global middle class* (Banerjee/Duflo 2008; Kharas 2010) bezeichnet, die je nach Berechnung 20 bis 50 Prozent der Weltbevölkerung umfasst. Weitgehend unabhängig von Berechnungsmethoden hat sich dieser Anteil seit dem Jahr 2000 ungefähr verdoppelt (Pezzini 2012; Milanovic 2016). In asiatischen Volkswirtschaften wie China und Indien, Brasilien und Chile in Südamerika sowie in vielen afrikanischen Ländern verzeichnet ein bedeutender Teil der Bevölkerung Einkommenszuwächse. Das Anwachsen der *global middle class* wird im *Global Trends 2030 Report* des US-amerikanischen National Intelligence Council (2012) als einer der Megatrends zu Beginn des 21. Jahrhunderts bezeichnet.

Für Kenia rechnet die African Development Bank (2011), um die Zugehörigkeit zur *global middle class* zu definieren, mit einem in Kaufkraftparitäten gerechneten Haushaltseinkommen von 4 bis 20 US-Dollar pro Tag und lehnt

sich damit an die Definition der Weltbank an. Der Bevölkerungsanteil mit einem solchen Einkommen ist in den letzten zwei Jahrzehnten in Kenia deutlich gestiegen. 4 US-Dollar am Tag liegen allerdings gerade über der national definierten Armutsgrenze (KNBS 2018) und ermöglichen insbesondere in Nairobi keinen mittelschichtorientierten Lebensstil. Unser kenianisches Sample konzentriert sich daher auf eine Einkommensspanne zwischen 10 und 50 US-Dollar am Tag (netto). Das Durchschnittseinkommen liegt in Kenia bei knapp 600 US-Dollar pro Monat (ca. 20 US-Dollar pro Tag; CEIC 2020), ist aber extrem ungleich verteilt (KNBS 2018).² Der von uns anvisierte Einkommensbereich umfasst inzwischen etwa das obere Viertel der nationalen Bevölkerung, ohne die obersten ein bis zwei Prozent, und ist zum größten Teil ebenfalls in den letzten zwei Jahrzehnten auf Basis eines relativ stabilen Wirtschaftswachstums (ca. fünf Prozent pro Jahr) entstanden. Die Gruppe mit diesem Einkommen stellt ökonomisch nicht die Mitte der kenianischen Gesellschaft dar, kann aber aus einer globalen Perspektive durchaus als mittelschichtssituiert verstanden werden. Gesprochen wird im Folgenden also weniger über eine kenianische Mittelschicht als vielmehr über eine globale Mittelschicht in Kenia.

Mittelschichten in Deutschland

Für die Bestimmung der Mittelschichten in Deutschland nach Einkommen ist eine Spanne von 70 bis 150 Prozent des Medianeinkommens geläufig. Ausgedrückt in bedarfsgewichtetem Nettoeinkommen liegt dieser Bereich ungefähr zwischen 40 und 100 US-Dollar pro Tag und damit deutlich höher als in Kenia. Obwohl weite Teile dieser Einkommensschicht global gesehen eher der Oberschicht zuzurechnen sind, lässt sich unterhalb dieses Einkommens in Deutschland kein mittelschichtorientierter Lebensstil realisieren und es bleiben kaum Ressourcen, um im Sinne einer investiven Statusarbeit etwas für die Zukunft zurückzulegen.

2 In einer Liste mit 158 Ländern, sortiert nach abnehmender Einkommensungleichheit, liegt Kenia auf Rang 23.

Kulturelle Bestimmung: Investive Statusarbeit

Rein ökonomische Bestimmungen anhand der Einkommenshöhe können nicht erklären, ob und inwieweit die Mittelschichten tatsächlich kollektive Orientierungen teilen und ob sie beispielsweise als eine besondere politisch-historische Kraft anzusehen sind. Wir fassen daher Mittelschichten über die ökonomische Bestimmung hinaus auch kulturell. Gemeint sind hier nicht distinkte nationalstaatliche oder ethnische Kulturen, sondern allgemeiner, dass sich eine bestimmte Ressourcenausstattung im Kontext einer kapitalistischen Weltwirtschaft mit bestimmten – sehr grob zu beschreibenden – Lebensführungsmustern verbindet. Das Lebensführungsmuster, um das es hier gehen soll, ist investive Statusarbeit. Dieses Konzept möchten wir um eine raumtheoretische Perspektive ergänzen.

Olaf Groh-Samberg et al. konstatieren, dass es zwar eine Vielzahl an empirisch fundierten, sozialwissenschaftlichen Untersuchungen zu den Lebensrealitäten der deutschen Mittelklasse gibt, es jedoch an einer theoretischen Klammer fehlt, welche den Zusammenhang zwischen der individuellen Ressourcenausstattung und »ermöglichender und limitierender institutioneller Strukturen« (2014: 222) beschreibt. »Lebenschancen und die bereichsspezifischen Handlungsmuster der Mittelschichten sind relativ gut bekannt« (ebd.), um jedoch die Mikro-Makro-Interdependenzen zwischen Ressourcen und Handlungsmustern von Angehörigen der Mittelklasse und gesellschaftlichen Strukturen zu beschreiben, gilt es durch Abstraktion aus der Studienvielfalt eine Gemeinsamkeit herauszufiltern. Forschungsleitend bei der Suche der Autoren nach einem gemeinsamen Muster innerhalb einer Vielzahl empirischer Befunde zur Lebensführung von Mittelschichtsangehörigen, sind dabei die Fragen: »Was ist die generelle Logik der Lebensführung der Mittelschichten? In welchen Mustern des Handelns je einzelner Mittelschichtsangehöriger prägt sie sich aus?« (Ebd.: 221)

Diese Fragen wollen wir aus dem nationalstaatlichen Kontext lösen und in eine Debatte um die Existenz einer globalen Mittelklasse einführen. In dem heuristischen Konzept der investiven Statusarbeit, welches die Autoren als Ergebnis dieser Suche vorstellen, identifizieren sie als »kleinsten gemeinsamen Nenner der Lebensführung« der deutschen Mittelschicht einen idealtypischen »Nexus von Ressourcenausstattung und Lebensführung: Eine bestimmte Ausstattung der Mittelschichtsangehörigen mit ökonomischem und kulturellem Kapital passt zu einer Art der Lebensführung, die in einer

permanenten Investition beider Kapitalsorten in Statuserhalt und -verbesserung besteht« (ebd.: 223, Herv. i. O.).

Die zwei wesentlichen Bestandteile des Konzepts der investiven Statusarbeit sind das *Kapital* im Sinne Pierre Bourdieus (1987) und *Zeit* im Sinne von Geschichtlichkeit. Wer genügend Kapitalsorten hat, reinvestiert diese in einer Weise, die zum Statuserhalt beiträgt bzw. eine Statusverbesserung zu einem späteren Zeitpunkt verspricht. Offensichtlich steht ein derartiges Handlungsmuster im Zusammenhang mit einer lineareren³ Auffassung der eigenen Lebensgeschichtlichkeit. Schon der Begriff der Investition macht deutlich, dass *in Zukunft* eine Rendite erwartet wird. Wie auch die Autoren erwähnen, dehnt sich der Zeitrahmen, innerhalb dessen die investive Statusarbeit stattfindet, bis hin zur Intergenerationalität (Groh-Samberg et al.: 224f.). Wenn Eltern Verzicht geübt haben, damit ihre Kinder von getätigten Investitionen profitieren, geht es für die nachfolgende Generation auch darum, ein in sie investiertes Erbe anzutreten, eine Linie fortzusetzen, wie auch immer sich diese in den unterschiedlichen Lebensrealitäten, Gepflogenheiten und Familientraditionen ausgestalten mag.

Die nächste Generation steht ihrerseits vor der Entscheidung, ob sie den »Staffelstab« (ebd.: 225) des Familieninvestments übernimmt und in gleicher Weise die Arbeit am (Familien-)Status aufnehmen und fortführen will und wird. Alternativ können elterliche Erwartungen verworfen und mitunter die intergenerationale Linie des Investments beendet werden, sollten keine eigenen Nachkommen gezeugt werden. In diesem Fall wird höchstwahrscheinlich dennoch investive Statusarbeit betrieben; sie beschränkt sich jedoch auf die eigene Lebensdauer, indem versucht wird, »etwas aus sich zu machen«. Entscheidend ist: durch die Konzeptbrille der investiven Statusarbeit sagt der Erfolg oder Misserfolg des eigenen Lebens auch etwas über erfolgreiches oder gescheitertes Investment der Elterngeneration aus. So läuft bei Angehörigen der Mittelschicht eine internalisierte, intergenerationalisierte

3 In Anlehnung an die »Soziale Raumzeit« unterscheiden wir bezüglich der Auffassung der eigenen Lebensgeschichtlichkeit drei Typen: linear, episodisch und ewig gegenwärtig. Zeitlich linear denkt, wer sich selbst als Produkt seiner Vergangenheit begreift, langfristige Zukunftsplanung betreibt und generell Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sinnhaft miteinander koppelt. Dem gegenüber stehen Typen, die ihre Gegenwart als von einander weitestgehend unabhängige Episoden begreifen sowie ewig gegenwärtige Auffassungen der eigenen Lebenszeit, in der man über sein ganzes Leben derselbe bleibt (vgl. Weidenhaus 2015).

Linearität bezüglich der Investition(en) in den Status als *basso continuo* mit, was auch einen erhellenden Blick auf intergenerationale Konflikte wirft, in denen die Deutungshoheit darüber ausgefochten wird, welche Lebensführung legitim ist – und welche nicht.

Zusätzlich zu der von Groh-Samberg et al. berücksichtigten Zeitlichkeit bei der Frage nach der theoretischen Fassung von Lebensführungspraktiken der Mittelschichten, schlagen wir vor, das Konzept der investiven Statusarbeit um eine räumliche Perspektive zu ergänzen, da wir es für hochgradig relevant halten, an welchen Orten ein Mittelschichtsleben stattfindet und wie räumliche Strukturen mit Raumpraktiken und -präferenzen der Subjekte in Wechselwirkung stehen. Nicht nur *wie*, sondern auch *wo* man sein Leben konkret führt, berührt die Investitionschancen. Beruflich bedingte räumliche Flexibilität, Präferenzen für den urbanen oder ländlichen Raum oder die Frage nach so etwas wie einem (familiären) Lebensmittelpunkt wären damit verbundene Merkmale mittelschichtsspezifischer Raumpraktiken, welche empirisch beobachtet werden können.

Voraussetzung für die Zugehörigkeit zur Mittelschicht ist es also, über ein mittleres Kapitalvermögen zu verfügen, sodass etwas übrig ist für Investition. »*Etwas gewinnen, aber auch etwas verlieren zu können*, hält zum permanenten Investieren in den eigenen Status an. Zugespitzt: Zu den Mittelschichten gehört, wer genug hat, um mehr daraus machen zu können – und zu wenig, um nichts tun zu müssen.« (Groh-Samberg et al.: 223, Herv. i. O.) Ausprägungen der investiven Statusarbeit als Lebensführungsmuster fanden sich in unserer Untersuchung sowohl im kenianischen als auch im deutschen Material. Im folgenden Abschnitt werden ausgewählte, empirische Befunde dazu vorgestellt und eine erste grobe Kategorisierung der Investitionsbereiche vorgenommen.

Unterschiede und Gemeinsamkeiten aus der Empirie

Im Rahmen des Teilforschungsprojekts *Biographien der Mittelschichten: Raumbezüge im Wandel des Lebens* wurde eine Datenbasis aus je 20 narrativ-biografischen Interviews mit kenianischen und deutschen Mittelschichtsangehörigen erstellt. Diese Methode ermöglichte es den Befragten, ihr Leben als Gesamtheit in den Blick zu nehmen und sich dabei selbst als Subjekt entlang ihrer eigenen Relevanzstrukturen im Moment der Befragung zu kons-

tituieren. Dadurch eignen sich narrativ-biografische Interviews besonders, um Auswirkungen struktureller Verschiebungen auf die Weltverhältnisse von Subjekten zu erfassen. Obwohl sich bei der geringen Fallzahl jeglicher Anspruch auf Repräsentativität verbietet, wurde versucht, entscheidende strukturelle Merkmale (Alter, Geschlecht, Erwerbssituation, Migrationshintergrund), die für die jeweiligen Mehrheitsgesellschaften relevant sind, auch im Sample abzubilden. Sämtliche Fallnamen sind anonymisiert.

In diesem Kapitel werden nun zunächst Homologien in den Lebensführungsmustern zwischen Mittelschichtsangehörigen aus Deutschland und Kenia vorgestellt, um im Anschluss daran deutliche Unterschiede zu beleuchten.

Homologien deutscher und kenianischer Lebensführung

Die prominenteste Gemeinsamkeit ist der Befund, dass in beiden Ländern eine investive Arbeit am Status in vielerlei Ausprägungen stattfindet. Zunächst nimmt die eigene formale Bildung sowie die der Kinder einen zentralen Stellenwert ein. Heutige Investition in Bildung bedeutet einen Zugewinn an Wettbewerbsfähigkeit auf den Arbeitsmärkten der Zukunft. Der dafür notwendige Verzicht sieht in beiden Ländern unterschiedlich aus. In Deutschland ist staatliche Schulbildung kostenlos, Universitätsgebühren beschränken sich auf ein Minimum an Beiträgen und in Ausbildungen oder dualen Studiengängen ist es sogar üblich, in Lehrjahren Geld zu verdienen. Die Investition in die Bildung der Nachkommen beschränkt sich in Deutschland also im Wesentlichen auf die Lebenshaltungskosten. In Kenia hingegen kostete noch für viele unserer Fälle bereits der Grundschulbesuch Schulgebühren, welche in Kenia erst seit 1974 sukzessive abgeschafft wurden.⁴ *Higher education* an Universitäten ist nach wie vor mit hohen Gebühren verbunden.

Das Ziel formaler Bildung ist kulturelles Kapital, welches in ökonomisches umgewandelt werden soll, denn ökonomische Unabhängigkeit wird

4 Seit 1974 sind die ersten vier, seit 2002 die ersten acht Schuljahre und seit 2008 die gesamte Schulzeit von Gebühren befreit. Staatliche Schulen in Kenia sind jedoch überfüllt, Klassengrößen von 60 bis 100 Schülern nicht unüblich. Es gibt daher einen großen Privatschulsektor. Darüber hinaus erfordern es die großen Entfernungen im ländlichen Raum, die Kinder auf ein Internat (*boarding schools*) zu schicken, was ebenfalls mit Kosten verbunden ist.

sowohl in den deutschen als auch in den kenianischen Biografien als oberstes Ziel der Adoleszenz gesetzt. Mehr noch als ein bestimmtes Alter, das Eingehen einer Ehe oder Elternschaft, markiert ökonomische Unabhängigkeit den eigentlichen Schritt ins Erwachsenenleben. Sie ist Voraussetzung für Investitionen in den eigenen Status und den (zukünftigen) Kinder bzw. für den Statuserhalt, falls man schon aus der Mittelschicht kommt. Eng verzahnt mit diesem Ziel ist die Leistungsbereitschaft als Kardinaltugend für den sozialen Aufstieg. Die Bereitschaft, kontinuierlich mit hohem Einsatz auf Bildungsabschlüsse hinzuarbeiten, findet sich im gesamten Sample. Bei aller Gemeinsamkeit besteht dennoch ein Unterschied in der Ausdauer, die KenianerInnen bei ihrem Aufstieg im Vergleich benötigen. Die Biografien aus Nairobi sind von deutlich weniger Schlaf, Geld, Komfort und Freizeit geprägt. So ist es keine Seltenheit, dass neben einem Vollzeiterwerb, der auch Geschwisterkinder ernährt oder ihre Schulgebühren bezahlt, zusätzlich in den eigenen Status als ArbeitnehmerIn investiert wird, indem an Abenden und Wochenenden gebührenpflichtige Weiterbildungen absolviert werden.

Neben Bildung wird häufig in eine selbstständige Erwerbstätigkeit investiert. Durch abhängige Beschäftigung jenseits des Staatsdienstes ist in Kenia eine mittelschichtssituierte Lebensweise kaum möglich. Die neue Mittelschicht in Nairobi ist daher in hohem Maße selbstständig tätig, die jüngeren eher in Dienstleistungen, für die ein Laptop, Internetanschluss und spezifisches Wissen erforderlich sind, die älteren beispielsweise im Einzelhandel oder der Gastronomie. Im Berliner Sample dominieren ab einem Alter von Mitte 30 Angestelltenverhältnisse das Bild. Die jüngeren Fälle sind – ähnlich wie in Nairobi – mehrheitlich freischaffend tätig.

Eine weitere zentrale Gemeinsamkeit findet sich in der Bedeutung, die in Deutschland und Kenia Grundbesitz und Immobilien zugeschrieben wird. Immobilien dienen beiderorts als Investment mit erwartbar steigender Rendite. Sie dienen als Alterssicherung, entweder als eigener Wohnsitz oder für zusätzliches Einkommen durch Mieteinnahmen. Innerhalb dieser Gemeinsamkeit besteht jedoch auch eine deutliche Differenz: Während als Alterssitz der befragten Deutschen der bereits zur Zeit der Erwerbsarbeit aktuelle Wohnsitz imaginiert wird, wird in Kenia unterschieden zwischen einem Zuhause als Alterswohnsitz und dem aktuellen Wohnort, der sich durch den Job ergeben hat. Der kenianische Alterswohnsitz wird fast ausschließlich auf dem Land geplant. In dieses Stück Land, das selten erworben, meist vererbt wird, wird bereits früh im Leben investiert, ein Haus gebaut und ein Leben

in Rente vorbereitet: Gewächshaus, Gemüsegarten und Nutztierhaltung sind dabei übliche Maßnahmen. Das eigene Stück Land ermöglicht im Ernstfall ein Überleben in Subsistenzwirtschaft, in jedem Fall bessern seine Bodenfrüchte durch Eigenverzehr und Verkauf die Rente auf. Gleichzeitig hält das Betreiben von Landwirtschaft im kleinen Stil seine alternden BewohnerInnen beschäftigt und in Bewegung, wie viele der Interviewten betonen.

Durchgängig beobachtbar ist auch, dass sich im Falle eines sozialen Aufstiegs in die Mittelschicht nahezu automatisch die Anzahl der Nachkommen verringert, was durch die Brille der investiven Statusarbeit hochgradig Sinn ergibt. Während Kinderreichtum aus Armut heraus sinnvoll sein kann, da er die Chance erhöht, dass wenigstens ein Kind daraus aufsteigen wird, erhöht sich die Chance auf Statuserhalt bzw. -steigerung in der Mittelschicht mit wenigen Kindern. Zugespitzt: Sobald Investitionsressourcen überhaupt verfügbar werden, ist es vielversprechender, sie in wenigen Hoffnungsträgern zu bündeln als sie auf viele Kinder zu streuen.

Unsere Befunde aus Nairobi passen sehr gut zu dieser These. Die 19 mittelschichtssituierten InterviewpartnerInnen haben im Schnitt 2,10 Kinder (insgesamt 40), während der landesweite Durchschnitt mit 3,56 Kindern deutlich darüber liegt. Dabei verfügen sie über insgesamt 119 Geschwister und Halbgeschwister, sodass sich die Verkleinerung der Reproduktionsphäre auch im diachronen Vergleich zeigt. Diese Zahlen sind selbstverständlich nicht repräsentativ, zeigen aber eine Tendenz. Die kenianischen InterviewpartnerInnen, deren Eltern bereits ökonomisch besser situiert waren, haben weniger Geschwister, was ein starker Hinweis auf intergenerationale Statusarbeit der Eltern ist (vgl. dazu auch Weidenhaus/Mock 2021).

Differenzen deutscher und kenianischer Lebensführungsmodelle

Deutliche Unterschiede im Vergleich von Biografien aus Nairobi und Berlin zeigen sich zum einen hinsichtlich einer Orientierung am Globalen in Raumpraxis und Gesinnung. Zum anderen unterscheiden sich die Raumkonstitutionen des Ländlichen und des Urbanen sowie deren Bezogenheit aufeinander. Eine weitere zentrale strukturelle Differenz, die sich auf vielfältige Weise in den erhobenen Lebensführungsmustern bemerkbar macht, ist das Solidarsystem, das im Fall von Krankheit, Arbeitslosigkeit und Alter greift. In Deutschland sind hierfür der Staat und der engste Familienkreis zuständig. Bei vorübergehendem Mangel an ökonomischen Ressourcen

garantiert der Zugang zum Wohlfahrtsstaat, den bis dato in der Biografie erarbeiteten Status – zumindest mittelfristig – weitestgehend zu erhalten. In Kenia besteht das Solidarsystem aus mehreren Ebenen: Zunächst fungiert die Großfamilie und eng damit verbunden die Dorfgemeinschaft(en) der Herkunftsdörfer beider Eltern als Rückfallebene. Weitere Solidaritäten existieren entlang der Linien von Ethnizität und Glaubensgemeinden. Eine in Kenia außerdem ubiquitäre, solidarische Kulturtechnik ist unter dem Namen *Harambee* in unterschiedlichsten Kontexten verbreitet. Unter diesem Motto, das mit »Alle ziehen an einem Strang« übersetzt werden kann, wurden beispielsweise in den 1990er-Jahren zahlreiche Sekundarschulen im ländlichen Raum von Gemeindemitgliedern errichtet. Aber auch Individuen werden mithilfe von *Harambee* durch das Bündeln von Ressourcen für Vorhaben unterstützt. Heutige deutsche Crowdfunding-Plattformen sind von den digitalen *Harambee*-Angeboten kaum zu unterscheiden.

Stadt-Land-Konnex in Kenia und Differenzmarkierungen in Deutschland

Das Verhältnis zwischen ländlichem und urbanem Raum als Lebensort markiert eine deutliche Differenz im Sample. Während man in Kenia eher von einem Stadt-Land-Konnex sprechen kann, der in fast jeder Biografie bedeutsam ist und beide Raumsphären miteinander für unterschiedliche Funktionen vereint, kann man für Deutschland eher von einer deutlichen Stadt-Land-Differenzierung sprechen. In der Identifikation mit dem urbanen Wohnraum wird entweder eine starke Abgrenzung zu imaginierten ländlichen Alternativen vollzogen oder aber – vor allem, wenn es um die Vorstellung zukünftiger Elternschaft geht – der ländliche Raum romantisiert und idealisiert.

In Kenia arbeiten 70 Prozent der Gesamtbevölkerung im Agrarsektor. In Deutschland liegt dieser Anteil bei 1,3 Prozent. Für die tatsächliche Lebensführung macht es in Deutschland also kaum einen Unterschied, ob man auf dem Land oder in der Stadt wohnt. Beruf, Zugang zu Bildung, Medienkonsum und Freizeitverhalten unterscheiden sich in Deutschland auf dem Land im Wesentlichen nicht vom urbanen Raum. Auch wird hierzulande auf dem Land keine familiäre Subsistenzwirtschaft betrieben – von einer Hand voll postmaterialistischer AussteigerInnen abgesehen. Hartmut Häußermanns These von der Urbanisierung des ländlichen Raums (Häußermann/Siebel 2004) steht jedoch Erzählungen gegenüber, in denen die deutschen Studien-

teilnehmerInnen ihre Räume entlang einer deutlichen Differenzmarkierung zwischen Stadt und Land konstituieren. Das Spektrum eines imaginierten Landlebens reicht dabei für die befragten BerlinerInnen von Romantisierung zu Dämonisierung. Vielleicht ist dies ein Stück weit damit erklärbar, dass der Wohnort in den deutschen Biografien mit einer viel höheren Bedeutung aufgeladen ist als in Kenia. Denn die Konstitutionen von Wohnort und einem Zuhause sind im deutschen Material praktisch nicht trennbar. Es gibt im deutschen Sample keinen einzigen Fall, in dem ein Zuhause abseits vom aktuellen Wohnort konstituiert wird. Neben wenigen, vor allem älteren Fällen, die (fast) ihr ganzes Leben in Berlin verbracht haben, kommt in den Lebensgeschichten der unter 40-jährigen eine Vielzahl von Umzügen vor. Die Gründe hierfür sind mit denen in Kenia identisch: Studienplätze und Arbeitsverhältnisse sind die zwei häufigsten Motivationen, den Wohnort zu wechseln. Der Unterschied besteht jedoch darin, dass die deutschen StudienteilnehmerInnen an diesem neuen Wohnort jeweils ein neues Zuhause konstituieren. Erzählungen von Umzügen werden im Rückblick oft als schwer zu bewältigen erinnert. Ein Zuhause entsteht nicht über Nacht. Gabriela, 25 Jahre alt, zieht nach dem Abitur an der deutschen Schule in Kolumbien nach Berlin. Sich die neue Stadt als Zuhause anzueignen, dauert, wie das folgende Zitat belegt:

»Jaa dann fing alles irgendwie an Sinn zu machen, besser zu werden, ich kannte Leute, ich hatte 'ne schöne Wohnung, tolle Mitbewohner, so laaaaangsam hab ich mich zu Hause gefühlt [...] aber ich glaub das hat so ein Jahr, anderthalb Jahre gedauert.«

Damit ein Ort in einer deutschen Biografie zum Zuhause werden kann, werden unterschiedliche soziale Beziehungen, örtliche Begebenheiten oder Gegenstände benannt. Zentral für das Gelingen dieser Konstitution ist eine gewisse Verfügungsgewalt über den Raum:

»[Es ist] dein Zuhause, wo du entscheidest, wie es ausseh'n soll und was passieren soll, wie du's einrichten möchtest, was du für Stühle möchtest, was für Regale du möchtest, was für'n Bett du möchtest (kurze Pause) und das war wirklich 'ne sehr schöne Zeit, diese Einrichtungszeit.« (Gabriela, 25 Jahre)

Wenige deutsche Fälle bilden hier eine Ausnahme; für sie ist Zuhause keine zentrale Kategorie, was sie dem Typus des Netzwerk-Episodikers (Weidenhaus 2015) zuordnen lässt, in dessen Biografie die Irrelevanz eines Zuhauses ihre typische, flexible Mobilität erheblich erleichtert.

Räumlich (und zeitlich) extrem flexibel sind auch die interviewten KenianerInnen, die auf einem volatilen Arbeitsmarkt in Konkurrenz um Jobs treten. Dabei ist es üblich, innerhalb einer Erwerbsbiografie mehrfach den Wohnort oder auch das Land für den Job zu wechseln und beispielsweise für eine Zeit lang in Uganda, Tansania oder auch im außerafrikanischen Ausland tätig zu sein. Der Raum der Erwerbspraxis einer Biografie spannt sich dabei wie ein Netzwerk mit verschiedenen Knotenpunkten auf, an denen im Laufe des Lebens Station gemacht wird. Nairobi als Hauptstadt und Wirtschaftszentrum Ostafrikas wird in fast allen Biografien als Ort der Arbeit relevant gemacht. Dass der aktuelle Wohnort und ein Zuhause aber keine deckungsgleichen Raumkonstitutionen sind, wird im folgenden Zitat besonders deutlich:

»You know, for us Nairobi is not home. Nairobi is just where we live to work. [...] So for me home is now near [...] the Kenya-Uganda border. [...] that's our ancestral home. My husband's ancestral home.« (Victoria, 55 Jahre)

Ein Verbundenheitsgefühl besteht, wie dieses Zitat zeigt, vor allem mit dem Stück Land, von dem die Familie stammt. Innerhalb des räumlichen Netzwerks aus Wohn- und Arbeitsorten stellt es einen bedeutenden Fixpunkt mit vielfacher Bedeutung dar: als Herkunftsort der Eltern, als Alterswohnsitz, als letzte Ruhestätte, als Ort, an dem in Nairobi geborene Nachkommen in den Schulferien das einfache Landleben kennen und in Subsistenzwirtschaft überleben lernen. Familienmitglieder können hier bei Arbeitslosigkeit, Krankheit oder Krisen eine Weile ohne eigenes Einkommen unter-schlüpfen, um von hier aus die nächste Jobmöglichkeit zu ergreifen. In dieses Stück Land wird über das ganze Erwerbsleben hinweg immer wieder investiert, zum Beispiel werden (neue) Häuser gebaut, Strom- und Wasseranschlüsse verlegt, Landwirtschaft durch ältere oder im Dorf lebende Verwandte betrieben. Zusätzlich ist es wichtig, sich ab und zu im Dorf blicken zu lassen und mit den Menschen, die ihr ganzes Leben dort verbracht haben, Kontakte zu pflegen: ein soziales Investment in den Alterswohnsitz. Zusammengefasst hat dieser Ort auf dem Land zwei Bedeutungen: eine materialis-

tische sowie eine traditionale, welche die intergenerationale Verbundenheit mit dem geografischen Ort der Geburt unterstreicht. Zuhause ist für viele Interviewte der Ort der Herkunft, an dem man aller Voraussicht nach auch begraben wird.

Bezüglich dieses kenianischen Stadt-Land-Konnex kann im Material mit Vorsicht ein beginnender Wandel gedeutet werden: In einigen Fällen ist die Kopplung an das Stück Land der Herkunft schwächer als in anderen. In diesen Biografien wird Nairobi als Heimatort konstituiert. Hier kann sowohl ein Generationeneffekt konstatiert als auch ein Alterseffekt vermutet werden. So kann sich Mino, 55, vorstellen, sowohl in Nairobi als auch auf dem Land alt zu werden. An beiden Orten hat er Häuser mit gleicher Ausstattung gebaut bzw. erworben, eine finale Entscheidung für den Alterswohnsitz steht noch aus:

»I have a house to myself, I'm not paying rent, perhaps I'll just be paying internet, electricity, water, yeah. And, uh, in my rural area in Siaya County I have a three bedroomed house, modest, but it's there. Yeah. So, I'll, I'll make a choice whether to live in, uh, in the city or to live in the rural area. Yeah, but I've made sure that all the conditions are the same.« (Mino, 55 Jahre)

Ein Alterseffekt kann für den Fall von Ruby, 32, geboren in Nairobi, vermutet werden. Es ist eines der wenigen Interviews, in dem das Stück Land in Familienbesitz nicht thematisiert wird. Entweder, weil es tatsächlich nicht mehr vorhanden oder weil es für sie altersbedingt noch nicht relevant ist. Ruby beschreibt sich selbst als »Nairobi city girl« und »Nairobi child«. Ihre Schilderung vom Studienort El-Doret, wohin sie von Nairobi aus zieht, klingt für deutsche Ohren nach typischer Stadt-Land-Grenzmarkierung:

»El-Doret where the university is, is it's pretty rural. [...] It's not even in El-Doret town. [...] it's about, uh, about 36 kilometers from El-Doret. [...] So here I am, I have left the city with the conveniences of the city, with the attitude, and I have taken it to the village interacting with people who mostly, mostly most of them have been raised in the rural areas so for them coming to the university is a very big achievement for them. [...] So, and then I go there with my Nairobi attitude.« (Ruby, 32 Jahre)

Ein weiteres Beispiel für eine starke Kontrastierung zwischen ländlichem Raum und Nairobi findet sich bei Theresa, 47, die ebenfalls in Nairobi aufwächst und im Alter von 24 ihren ersten Job als Lehrerin in einem Dorf antritt. In der kleinen Gemeinde im ländlichen Raum, wo LehrerInnen als Autoritätspersonen und Vorbilder nicht nur für Kinder gelten, werden Verstöße gegen die Ordnung genau registriert. Sie wird dort bekannt als »die Lehrerin, die Hosen trägt«.

Diese Beispiele legen die Vermutung nahe, dass sich das Verhältnis der KenianerInnen zwischen Stadt und Land und der Bedeutung, die Nairobi in ihren Biografien einnimmt, in den kommenden Jahrzehnten weiter wandeln wird. Nairobi könnte in Zukunft für viel mehr Angehörige der neuen Mittelschicht zu einem Zuhause und zu einem Alterswohnsitz werden.

Globalisierte Identitäten in Kenia und das Sammeln von Auslandsaufenthalten in deutschen Biografien

In nahezu allen kenianischen Interviews findet sich eine auffällig positive Konnotation größerer räumlicher Maßstabsebenen, namentlich von Ostafrika, Afrika und der Welt. Die Interviewten integrieren explizit räumliche Erweiterungen ihrer Wissensbestände und Erfahrungen in die Selbstkonstitutionen. Marian, 72 Jahre, beschreibt den Beginn ihrer Laufbahn als Sekretärin an der Uni als »big eye opener.« Rückblickend resümiert sie: »I met a bigger community, international community, people from all countries. Uh, and still it opened my mind because I, I really wanted to do a lot of learning.« Ein anderer Fall, Frank, 28, hat sich für seine NGO in beeindruckender Weise global vernetzt. Über Jahre hinweg baut er beharrlich Kontakte zu anderen NGOs in aller Welt auf und reinvestiert sein dabei entstehendes soziales Kapital innerhalb der globalen NGO-Community in Unterstützungsprogramme für seine Gemeinde. Ruby, 32, erzählt, wie sie internationale Freunde mit Wissen über deren Länder beeindruckt und erklärt: »Studying literature opened my eyes to the world through the stories [...] I got to see the world without leaving (lacht), without leaving Kenya.«

Die globale Orientierung der befragten KenianerInnen spiegelt sich jedoch nicht nur in ihrer Denkweise, sondern auch in ihrer Lebenspraxis wider. Adhiambo, 62, etwa berichtet aus der Phase, als ihre Kinder klein waren: »I had started a small business of going to London, getting clothes and coming back to sell here [...] London is so close. So, I would go like maybe two, two nights, three nights, shop come back and stay with the children.« Chris,

45, lernt in Nairobi Glasgravur als Handwerk. Über Briefe vernetzt er sich mit Londoner AutorInnen von Fachbüchern, die er zum Selbststudium ausleiht. Er besucht die Glasfachschule in Hadamar in Hessen, vereint sein Wissen von ExpertInnen aus England und Deutschland und übersetzt eine mitteleuropäische Kulturtechnik in ein globales Kunsthandwerk. Sowohl Chris als auch James, 55, betonen ihre Identifikation als Afrikaner oder Weltbürger in Abgrenzung zu nationalstaatlicher Identität oder *tribalism*. »I don't relate to myself as Kenyan«, so Chris »cause Kenya is a British idea. It doesn't exist. [...] We are all Africans [...] And that's enough.« Insbesondere bei älteren TeilnehmerInnen der Studie, etwa Noah, und Samuel, beide 70, wird mit der *East African Community* ein weiterer, bereits vergangener, räumlicher Referenzrahmen bezüglich der eigenen Identität gegenüber Kenia adressiert:

»It was very easy to get around because, uh, by then we were in the community so there was no big difference between Uganda, Tanzania and what. [...] the Post Offices were the same, you could work anywhere there, the Railways was there, East African Railways [...] so we were more united by then, unlike now. Even the currency was the same. The language was the same because it was this Swahili and English and your mother tongue. So, in fact, we didn't see any difference.« (Samuel, 70 Jahre)

Der Blick auf die globale Orientierung in kenianischen Identitäten wirft ein Schlaglicht auf eine Leerstelle in den deutschen Interviews. Zwar ist das Globale auch hier mitunter Referenzrahmen, es hat aber weitaus weniger Bedeutung für die eigene Identität. Auslandsaufenthalte finden sich in den deutschen Biografien zuhauf und in unterschiedlicher Form: ein Jahr Schüleraustausch in der zehnten oder elften Klasse, Arbeiten als Au Pair, Praktika, Aufenthalte an Universitäten im Ausland. Zwei Fälle reisen für ihre Magister- bzw. Diplomarbeit für Feldforschungen ins Ausland. Der Häufigkeit der Auslandserfahrungen im deutschen Sample steht jedoch eine meist knappe, oft gänzlich fehlende Beschreibung des Erlebten und Gesehenen gegenüber. Die Erzählungen weisen eher auf Erwartungskonformität hin. So erinnert sich beispielsweise Sandra, 31: »Für mich [war] halt irgendwie eigentlich klar nach der Schule muss ich auf jeden Fall irgendwie ins Ausland.« Daniel, 30, »war nochmal in England« zwischen Abitur und Ausbildungsbeginn. Was er dort tut und wie es war, wird nicht erzählt. Den geplanten einjährigen ERASMUS-Auslandsaufenthalt bricht der sonst zielstrebige Student ab,

macht stattdessen in den Semesterferien noch ein Praktikum bei einem Autohersteller vor Ort, um dann pünktlich zum Sommersemester in Berlin weiter zu studieren. Den zweiten Auslandsaufenthalt im Masterstudium bricht er aufgrund der Schwangerschaft seiner Freundin ab. Dabei erzählt er ausführlich von Prüfungsleistungen, die er trotzdem sowohl in Norwegen als auch in Berlin erzielen konnte und rechnet vor, er habe

»eigentlich zwei Semester dann in einem mehr oder weniger erledigt [...] wobei ich ja auch trotzdem zwei Wochen rumgereist war und in Norwegen ja trotzdem auch irgendwie mal das ein oder andere Erlebnis, äh, gebracht hat über's Wochenende oder wie auch immer.« (Daniel, 30 Jahre)

Auch die Beschreibung eines dreimonatigen Aufenthalts in Südafrika im Rahmen seiner ersten Anstellung nach dem Master, erschöpft sich in der standardisierten Floskel, die auch als Begründung für die Lust auf weitere Auslandserfahrung dient: »Weil das 'ne tolle Erfahrung war.« Auslandsaufenthalte scheinen in den deutschen Biografien in erster Linie dazu zu dienen, Erwartungen eines globalisierten Arbeitsmarktes zu entsprechen, der gute Englischkenntnisse und Auslandserfahrung als Standard setzt.

Eine gewisse Tiefe gewinnen die Erzählungen vom Ausland im deutschen Sample nur in den Fällen mit Migrationshintergrund. Hier werden die Aufenthalte genutzt, um das Herkunftsland des nicht-deutschen Elternteils zu bereisen. Der deutsche und nicht-deutsche Teil der eigenen Identität werden dabei miteinander abgeglichen. Gabriela stellt bei einem Aufenthalt in Buenos Aires fest, »dass ich da auf einmal ne in meiner Sprache sprechen konnte, weil ich sprech' gut Deutsch, aber mhmm, sag ich mal, ich fühl mich besser auf Spanisch«. Agnieszka, 33, die im Alter von fünf Jahren mit ihren Eltern aus Polen nach Deutschland migrierte, stellt im Studium in England fest:

»als Jugendliche hab' ich mich immer sehr, also eigentlich halt deutsch gefühlt und dann irgendwie, je älter ich wurde, hab' ich immer mehr so den Bezug zur polnischen Kultur ääh ja gemerkt [...] als ich [...] in England war, hab' ich dann nochmal so gemerkt [...] so deutsch bin ich eigentlich (lacht) gar nicht.« (Agnieszka, 33 Jahre)

Zwei weitere Ausnahmen im deutschen Sample fallen bezüglich einer globalen Orientierung auf: Michael, 32, der durch sein Studium fernöstlicher

Philosophien und zahlreiche Reisen in Asien und Lateinamerika eine Identität als buddhistischer Weltbürger entwickelt, sowie Andreas, 31, der sich via Internet mit AkteurInnen seiner spezifischen Szene vernetzt, um sich globale Wissensbestände anzueignen. Auch später im Berufsleben nutzt er das Lohngefälle auf einem globalen Arbeitsmarkt für sich, indem er Aufträge für deutsche Firmen akquiriert und sie im Ausland ausführen lässt.

Insgesamt wird also in den deutschen Biografien das Globale eher als Erwartung denn als Chance mitgedacht. Wer etwa wie Daniel Karriere in einem Konzern machen will, muss auf internationalem Parkett eine gute Figur machen. Die Investition in Auslandserfahrung im Studium lohnt sich dabei später als Wettbewerbsvorteil. Was zumindest in diesem deutschen Sample (bis auf genannte Ausnahmen) fehlt, ist die Neugierde auf ein positiv konnotiertes Anderes und die Bereitschaft, sich davon irritieren zu lassen.

Diskussion

Die Analyse des Interviewmaterials hat ergeben, dass es durchaus Hinweise auf die Entstehung einer *global middle class* gibt. Als gemeinsame Orientierung von Menschen mit mittlerer Kapitalausstattung fungiert zum einen investive, meist intergenerationale, Statusarbeit und zum anderen ein konzentrisch-lineares raumzeitliches Lebensführungsmodell. Damit wäre die *middle class* zumindest aus globaler Perspektive mehr als ein leerer Signifikant (Kroeker 2020; van Dyk 2018; Neubert/Stoll 2018), der einfach nur markiert, dass die adressierten Subjekte zwischen arm und reich verortet sind. Die gemeinsamen Orientierungen verdeutlichen zudem, dass die Mittelschichten nicht in Gänze als Produkt des (Sozial-)Staates zu lesen sind, wie dies in der deutschen Debatte häufig behauptet wird (z.B. Vogel 2018). Gleichwohl vereinfacht ein Sozialstaat langfristige Lebensplanung und ermöglicht daher den Subjekten in Deutschland das Verfolgen konkreter Planungsziele (z.B. klare Berufsorientierungen in relativ jungem Alter), während lebensgeschichtliche Linearität in Kenia mithilfe abstrakterer Zielvorstellung (z.B. ökonomische Unabhängigkeit) realisiert wird, die jederzeit ein Umsteuern auf der Handlungsebene ermöglichen (vgl. dazu auch Weidenhaus/Mock 2021).

Die große, erklärungsbedürftige Differenz zwischen den Mittelschichten in Nairobi und Berlin besteht hingegen in der Identifikation mit dem

Globalen. Zwar handelt es sich bei dieser Maßstabsebene in weiten Teilen unseres Samples um eine biografisch relevante Raumkonstitution, diese wird allerdings in Deutschland eher biografisch »bedient« (nach dem Motto: »ja, auch ich habe Auslandserfahrung«), während sie in Kenia weitaus häufiger als Erweiterung des Selbst erlebt wird. Nur bezüglich des Samples in Nairobi lässt sich von einer *globalized middle class* sprechen. Diesen Befund möchten wir abschließend auf Basis der Differenz zwischen postkolonialer und kolonialer Subjektivität deuten.

Bereits die VordenkerInnen eines antkolonialen Befreiungskampfes erkannten, dass sie sich in einer intellektuell äußerst herausfordernden Situation befanden: Die Debatten waren unter anderem geprägt von der Frage, inwieweit westliche Ideen, Werte und Organisationsformen zu kopieren sind, um politisch erfolgreich gegen den Kolonialismus vorzugehen. Konkret ging es um Fragen von (Rechts-)Staatlichkeit, um moderne Armeen, wissenschaftliche Erkenntnisproduktion und ihre ingenieurstechnische Umsetzung.⁵ Gleichzeitig galt es, die rassistische Gewalt und Unterdrückung sichtbar zu machen, zu verstehen, wie auch die Wissenschaft mit einer hierarchisierten Trennung von Vormoderne und Moderne die koloniale Überlegenheitserzählung (Hall 2013 [2002]) absichert, und damit die Akteure des Kolonialismus, zum Teil auf Basis ihrer selbst propagierten Wertvorstellungen, moralisch zu diskreditieren und ihnen eigene Zivilisationstechniken gegenüber zu stellen.

Historisch schrieben sich koloniale Praktiken in alle vorstellbaren Domänen gesellschaftlichen Lebens ein und prägen bis heute nicht nur soziale Strukturen und Wirtschaftsbeziehungen, sondern auch das Bewusstsein (Fanon 1985 [1952]). Wir möchten argumentieren, dass die Subjektivität in ehemals kolonisierten Regionen die permanente Hybridisierung von Kulturtechniken als Selbstverständlichkeit wahrnimmt (Bhabha 2007 [1994]) und damit zu einer kritischen Offenheit gegenüber unbekannten Lebensführungsmustern und sozialen Organisationsformen führt, die in Form einer Globalisierung des Denkens Chancen zur Erweiterung des Selbst erkennt.

5 Siehe zum Beispiel die Überlegungen der Intellektuellen und einflussreichen politischen Aktivisten Dschamal ad-Din al-Afghani (1838-1897), hauptsächlich aktiv in der muslimisch geprägten Welt, Liang Qichao (1873-1929), hauptsächlich aktiv in China und Ostasien, sowie Rabindranath Tagore (1861-1941) hauptsächlich in Indien aktiv. Für eine quellenreiche Darstellung zu allen drei vgl. Mishra 2011.

Daher, so vermuten wir, liegt in der Verfasstheit postkolonialer Subjektivität ein Schlüssel zum Verständnis der Identifikation mit dem Globalen, wie sie in Nairobi empirisch vorzufinden ist.

Postkoloniale TheoretikerInnen weisen mit Recht darauf hin, dass die Wirkung des Kolonialismus auf das Denken nicht nur die vom Kolonialismus unterdrückten Menschen betrifft, sondern durch die permanente Konstruktion des (unterlegenen, unzivilisierten) Anderen auch das Selbstverständnis der KolonisatorInnen formt, die etwas wie ein koloniales Bewusstsein ausbilden (Said 2009 [1978]; Mbembe 2001; vgl. auch Helbrecht/Pohl/Genz/Dobrusskin in diesem Band). Als Selbstvergewisserung fungiert die Sicherheit, über den besten Weg der Erkenntnisproduktion (wissenschaftliches Denken), über die beste soziale Organisationsform ([demokratische] Staatlichkeit) und über das beste System zur Generierung von Wohlstand ([soziale] Marktwirtschaft) zu verfügen. All diese Sicherheiten werden in ihrem Ursprung als räumlich gebunden, nämlich als Erfindungen des Westens, konstruiert und lassen so eine Identifikation mit dem Globalen eher unwahrscheinlich werden. Um eine Formulierung in Anlehnung an Erving Goffman (1975) zu nutzen: Ein weißer, heterosexueller, universitär gebildeter Wissenschaftler aus einem demokratischen Staat des globalen Nordens, üppig ausgestattet mit Forschungsgeldern, ist auf seinen Forschungsreisen in die Welt ein nicht zu beschämender Mensch.⁶

Diese These einer *kulturellen Nicht-Beschämbarkeit* der Menschen (Männer) des globalen Nordens verdeutlicht die schwierigen Voraussetzungen für das postkoloniale Projekt einer »Dekolonisierung des Denkens« (Ngũgĩ wa Thiong'o 1986; Spivak 2008 [1985]; Mbembe 2001), weil diese eine Dekonstruktion etablierter Selbstvergewisserungspraktiken beinhaltet. Gleichzeitig macht sie deutlich, dass die Hoffnung auf ein globalisiertes, kosmopolitisches Bewusstsein, wie es im Rahmen einer Weltrisikogesellschaft vonnöten wäre, in der nahezu alle wesentlichen Probleme räumlich nicht im Rahmen nationalstaatlicher Politiken verhandelt werden können (Beck 2007), eher aus dem globalen Süden zu erwarten ist.

6 Goffman formuliert diesen Gedanken bezogen auf die Mitte der US-amerikanischen Gesellschaft der 1960er-Jahre. Nicht zu beschämen sei »ein junger, verheirateter, weißer, städtischer, nordstaatlicher, heterosexueller protestantischer Vater mit Collegebildung, voll beschäftigt, von gutem Aussehen, normal in Gewicht und Größe und mit Erfolgen im Sport« (Goffman 1975: 158; vgl. auch Löw 2013).

Literatur

- African Development Bank (2011): *The Middle of the Pyramid: Dynamics of the Middle Class in Africa*. Market Brief, 20. April. Online unter: https://www.afdb.org/sites/default/files/documents/publications/the_middle_of_the_pyramid_the_middle_of_the_pyramid.pdf (zuletzt aufgerufen: 10. September 2020).
- Banerjee, Abhijit/Duflo, Esther (2008): What is Middle Class about the Middle Classes Around the World? In: *Journal of Economic Perspectives*, Jg. 22, Nr. 2, S. 3-28. Online unter: <http://economics.mit.edu/files/2081> (zuletzt aufgerufen: 10. September 2020).
- Beck, Ulrich (2007): *Weltrisikogesellschaft. Auf der Suche nach der verlorenen Sicherheit*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bhabha, Homi K. (2007) [1994]: *Die Verortung der Kultur*. Tübingen: Stauffenburg.
- Bourdieu, Pierre (1987): *Die feinen Unterschiede*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- CEIC Data (2020): *Kenya*. Online unter: <https://www.ceicdata.com/en/country/kenya>. (zuletzt aufgerufen: 10. September 2020).
- Fanon, Frantz (1985 [1952]): *Schwarze Haut, weiße Masken*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Goffman, Erving (1975): *Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Groh-Samberg, Olaf/Mau, Steffen/Schimank, Uwe (2014): Investieren in den Status: Der voraussetzungsvolle Lebensführungsmodus der Mittelschichten. In: *Leviathan*, Jg. 42, Nr. 2, S. 219-248.
- Hall, Stuart (2013) [2002]: Wann gab es das ›Postkoloniale‹? Denken an der Grenze. In: Conrad, Sebastian/Randeria, Shalini/Römhild, Regina (Hg.): *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*. Frankfurt a.M./New York: Campus, S. 197-223.
- Häußermann, Hartmut/Siebel, Walter (2004): *Stadtsoziologie: Eine Einführung*. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Kenya National Bureau of Statistics (KNBS) (2018): *Basic Report on Well-Being in Kenya*. Online unter: <file:///Users/eva/Downloads/KIHBS-2015-16-Basic%20Report%20On%20Well%20Being%20In%20Kenya.pdf> (zuletzt aufgerufen: 10. September 2020).

- Kharas, Homi (2010): *The Emerging Middle Class in Developing Countries*. OECD Development Centre Working Paper 285. Online unter: www.oecd.org/development/pgd/44798225.pdf (zuletzt aufgerufen: 10. September 2020).
- Kharas, Homi/Hamel, Kristifer (2018): Future Development. A Global Tipping Point: Half the World is Now Middle Class or Wealthier. In: *Future Development. Economics to end poverty*, 27. September 2018. Online unter: <https://www.brookings.edu/blog/future-development/2018/09/27/a-global-tipping-point-half-the-world-is-now-middle-class-or-wealthier/> (zuletzt aufgerufen: 10. September 2020).
- Kroeker, Lena (2020). Moving to Retain Class Status: Spatial Mobility among Older Middle-Class People in Kenya. In: *Africa Today*. Jg. 66, Nr. 3-4, S. 137-158.
- Löw, Martina (2013): Vielfalt und Repräsentation. Über den Bedeutungsverlust der symbolischen Mitte. In: *Soziologie*, Jg. 42, Nr. 1, S. 29-41.
- Mau, Steffen (2014): Die Mittelschicht – das unbekannte Wesen. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte (APUZ)* Jg. 64, Nr. 49, S. 3-10.
- Mbembe, Achille (2001): *On the Postcolony*. Berkeley/Los Angeles/London: University of California Press.
- Milanovic, Branko (2016): *Global Inequality: A New Approach for the Age of Globalization*. Cambridge: Harvard University Press.
- Mishra, Pankaj (2011): *From the Ruins of the Empire. The Revolt Against the West and the Remarking of Asia*. London: Penguin Group.
- National Intelligence Council (2012): *Global Trends 2030. Alternative Worlds*. Online verfügbar unter: <https://www.dni.gov/index.php/who-we-are/organizations/mission-integration/nic/nic-related-menus/nic-related-content/global-trends-2030> (zuletzt aufgerufen: 10. September 2020).
- Neubert, Dieter/Stoll, Florian (2018): The Narrative of the »African Middle Class« and its Conceptual Limitations. In: Kroeker, Lena/O’Kane, David/Scharrer, Tabea (Hg): *Middle Classes in Africa. Frontiers of Globalization*. Camden: Palgrave Macmillan, S. 57-79.
- Ngũgĩ, wa Thiong’o (1986): *Decolonising the Mind. The Politics of Language in African Literature*. London: James Currey.
- Pezzini, Mario (2012): *An Emerging Middle Class*. OECD Yearbook 2012. Online verfügbar unter: http://oecdobserver.org/news/fullstory.php/aid/3681/An_emerging_middle_class.html (zuletzt aufgerufen: 10. September 2020).
- Said, Edward (2009 [1978]): *Orientalismus*. Frankfurt a.M.: Fischer.

- Spivak, Gayatri Chakravorty (2008 [1985]): *Can the Subaltern Speak? Postkolonialität und subalterne Artikulation*. Wien: Turia + Kant.
- van Dyk, Silke (2018): Die Mitte und ihr Anderes. Flexibilisierte Randzonen des Sozialen in Zeiten des Rechtspopulismus. In: Schöneck-Voß, Nadine/Ritter, Sabine (Hg.): *Die Mitte als Kampfzone. Wertorientierungen und Abgrenzungspraktiken der Mittelschichten*. Bielefeld: transcript, S. 197-216.
- Vogel, Berthold (2018): Die soziale Mitte und ihr Staat. Eine soziologische Skizze. In: Schöneck-Voß, Nadine/Ritter, Sabine (Hg.): *Die Mitte als Kampfzone. Wertorientierungen und Abgrenzungspraktiken der Mittelschichten*. Bielefeld: transcript, S. 39-52.
- Weidenhaus, Gunter (2015): *Soziale Raumzeit*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Weidenhaus, Gunter/Mock, Claudia (2021; im Erscheinen): »I want my child to become a world citizen.« Raum, Zeit und (Re)Produktion in kenianischen Mittelschichtsbographien. In: Becker, Johannes/Weidenhaus, Gunter/Witte, Nicole (Hg.): *Biographie und Raum*. Göttinger Beiträge zur soziologischen Biographieforschung; Universität Göttingen.

